

EIN AQUARIUM
VOLLER
SCHLÜSSEL
CHARKIW
UND DIE FOTOS
MEINES VATERS

YURIY GURZHY

TEXTE

ALEXANDER

GURZHY

FOTOGRAFIE

EDITIONfrölich

INHALT

- 7 VORWORT
- 13 MEIN VATER UND DER MOSKAUER PROSPEKT
- 19 LENIN VERSCHWINDET
- 25 DJ BORUCH UND DIE BOOMBOX
- 33 DAS BLAUE TUCH UND DER WEISSE KAKADU
- 41 MARQUIS DE SADE UND DIE TRAKTIONSEIGENSCHAFTEN VON C-65-TRAKTOREN
- 47 DAS ABENDLICHE CHARKIW
- 53 BILL EVANS UND
DIE REGELN DER UKRAINISCHEN AUSSPRACHE
- 61 DER SCHNEEELEFANT UND
DIE ADVENTSKALENDER VON CHARKIW
- 67 ERNEST HEMINGWAY UND DER FREIHEITSPLATZ
- 75 ANGÉLIQUE, FANTÔMAS UND
DAS HAUS DER STAATLICHEN INDUSTRIE
- 83 EIN AQUARIUM VOLLER SCHLÜSSEL
- 91 B-BOYS IN DER SYNAGOGE
- 101 BIOGRAFIEN



VORWORT

Die Bilder in diesem Buch stammen von meinem Vater. In den Schränken und Kommoden unserer Wohnung in Charkiw türmten sich über Jahre hinweg zahlreiche Fotoalben und schmale Plastikkästchen mit Dias. Den Umzug nach Deutschland mit uns im Oktober 1995 schaffte nur ein Teil davon – wir hatten reichlich Gepäck, und das Busunternehmen, das uns nach Potsdam bringen sollte, legte strenge Gewichtsbeschränkungen fest.

In den frühen 1990er-Jahren hatte mein Vater kaum noch die Kamera in die Hand genommen, doch nach unserer Ankunft in Deutschland erwachte seine Leidenschaft für die Fotografie wieder zum Leben. Bei meinen Besuchen aus Berlin zeigte er mir voller Stolz seine neuesten Aufnahmen: die Reflexion des Himmels in einer Pfütze auf der Brandenburger Straße, die Schatten-spiele der Skulpturen vom Park Sanssouci oder die aufwendig geschnitzten Fenstergitter und extravaganten Türgriffe im Holländischen Viertel.

Immer wieder wurden kleine Ausstellungen von Papas Werken organisiert, einige Male erschienen seine Bilder in den lokalen Zeitungen. Seine Leistungen wurden mit dem Integrationspreis gewürdigt, wenngleich dies für mich etwas ironisch wirkte, da mein Vater trotz mehrjähriger Deutschunterrichts in der Schule und an der Universität die Sprache eigentlich nicht wirklich beherrschte. Dennoch hatte er diesen einen Satz, den er oft zur Irritation der Deutschen benutzte, indem er mit ernstem Gesichtsausdruck erklärte: „Schade, dass Sie nicht schon vor fünf Minuten hier waren, da hat jemand nach Ihnen gefragt.“ Anschließend aufkommende Fragen dazu konnte er dann weder verstehen noch beantworten, was die Leute noch mehr verwirrte – und ich glaube, er hatte Spaß daran.

Mein Vater gehörte nicht zu den Menschen, die ständig versuchten, alle um sich herum zum Lachen zu bringen; sein Humor war eher subtiler Natur. Ich fand ihn aber äußerst amüsant, wenn auch gelegentlich etwas skurril. Ein Beispiel dafür ist das Selfie mit dem Porträt von Breschnew – ich schmunzelte, als ich es entdeckte. Dad, ein Selfie-Pionier, seiner Zeit voraus!

Vor einem Jahr entdeckten wir im Keller der elterlichen Wohnung die Kiste mit den Dias. Ich war überwältigt – irgendwie hatte ich angenommen, wir hätten sie nicht aus Charkiw mitgebracht. Zudem stieß ich dort auch auf einen Karton, den ich in meinem ganzen Leben noch nie gesehen hatte. Darin befanden sich Schwarz-Weiß-Filme aus den späten 1960ern.

Zum Geburtstag schenkte mir meine Schwester einen Scanner, und gleich am folgenden Tag fing ich an, fleißig Dias einzuscannen. Aber das Verfahren für Schwarz-Weiß-Filme blieb mir ein Rätsel ... Zum Glück gibt es ein Fotogeschäft um die Ecke, bei dem ich nun Stammkunde bin. Dort lasse ich nach und nach die Aufnahmen aus der Zeit vor meiner Geburt digitalisieren.

In den letzten drei Jahren habe ich mir oft diese Fotos angeschaut. Manchmal erkenne ich die Menschen darauf wieder, oft sind mir die abgebildeten Orte vertraut, und mir wird bewusst: Diese Bilder halten die Ansichten einer Stadt fest, die im Begriff ist, sich unwiderruflich zu verändern, während der Nachbarstaat, nur dreißig Kilometer entfernt, seit drei Jahren alles daran setzt, sie auszulöschen.

Wie meine Neigung dazu, Musik zu verbreiten, die mich berührt, verspüre ich auch den Drang, die Bilder meines Vaters mit anderen zu teilen – und auch die Geschichten zu erzählen, in denen die Vergangenheit Charkiws und meiner Familie untrennbar mit der Gegenwart verbunden ist.









LENIN VERSCHWINDET

Im Grunde genommen war es durchaus logisch und vorhersehbar: Als ich meinem Sohn Boris ein Lenin-Meme zeigte, schaute er es sich einige Sekunden lang an und fragte dann, was daran lustig sei und wer dieser Typ wäre. Boris, ein gebürtiger Berliner, ging damals in die zweite Klasse. Ich fand es gleichermaßen großartig und verwunderlich, dass es Menschen auf unserem Planeten gibt, die nicht wissen, wer Lenin war!

Als ich in der zweiten Klasse war, war der Anführer der Oktoberrevolution von 1917 aus meinem Leben nicht wegzudenken. So wie alle anderen Schulkinder des Landes musste ich sein Porträt auf einem Anstecker tragen, eingebettet in ein rotes Sternchen. Ich las Kurzgeschichten über ihn und lernte Gedichte auswendig, in denen ich versprechen musste, wie Lenin zu werden, wenn ich groß bin. In gewisser Weise habe ich dieses Versprechen gehalten, denke ich, wenn ich heute in den Spiegel schaue: Wie Lenin habe ich eine Glatze und einen Bart, und außerdem trage ich gern eine Schiebermütze, genau wie Wladimir Iljitsch. Aber da hört die Ähnlichkeit auch schon auf.

Mit neun Jahren schrieb ich zusammen mit meinen Klassenkameraden einen Sci-Fi-Roman und nahm an einem Literaturwettbewerb für Schüler teil. Dadurch erfuhr ich von dem Literaturzirkel im Palast der Pioniere, den ich dann jahrelang besuchte. Auf meinem Weg dorthin musste ich jeden Sonntag von der Trolleybus-Haltestelle zu Fuß den vermeintlich zweitgrößten Platz Europas überqueren: den Dserschinski-Platz. Entlang dieses Weges kam ich an einem Lenin-Denkmal vorbei, das, obwohl durchaus groß, wahrscheinlich nicht der allergrößte Lenin Europas war.

Fast zehn Jahre später war es für mich ein alltäglicher Anblick, auf dem Weg zur Universität am Denkmal vorbeizugehen. Ich hatte mich daran gewöhnt, aber die Pose des Charkiwer Lenins und ihre Bedeutung bleiben mir bis zum heutigen Tag ein Rätsel. Sein linker Fuß etwas nach hinten gerichtet, Mantel aufgeknöpft, die rechte Hand leicht erhoben, die Mütze in der linken – welche Botschaft sollte das vermitteln? Lenin stand auf einem zwölf Meter hohen Sockel, schien über den Platz zu blicken und dabei so etwas zu sagen

wie: „Echt jetzt, habt ihr den Platz nach Dserschinski benannt und nicht nach mir? Ein Lenin-Denkmal am Dserschinski-Platz? Ist das euer Ernst, Kameraden?! Geht's noch?“

Je öfter ich im Laufe meines Lebens auf Lenin-Denkmäler stieß – und das waren viele, denn in keiner Stadt der Sowjetunion durfte eines fehlen – desto deutlicher wurde mir, wie wenig Variation es in den Posen gab. Die am häufigsten anzutreffende Abweichung betraf die Positionierung der rechten Hand des Bolschewikenführers – manchmal hob er sie deutlich höher als in Charkiw. Damit zeige er uns den Weg in eine glückliche Zukunft, hieß es.

2014 verbrachte ich einen Tag in meiner Heimatstadt, während meine Berliner Band gemeinsam mit Serhij Zhadan auf einer kleinen Tour durch die Ukraine war. Die Veranstalter hatten im schicken Palast Hotel Zimmer für uns gebucht – zum ersten Mal wohnte ich in Charkiw nicht am Stadtrand bei Verwandten, sondern mitten im Zentrum.

Aus meinem Fenster konnte ich den Freiheitsplatz und den Sockel sehen, wo einst Lenin stand. Ich war nahezu ununterbrochen unterwegs, um möglichst alle Freunde und die ganze Familie zu treffen, Bücher und Platten zu kaufen, und jedes Mal, wenn ich an dem leeren Sockel vorbeiging, hatte ich diesen eigenartigen Eindruck, als fehlte etwas. Dann wurde mir klar: Es war nicht Wladimir Iljitsch selbst, sondern sein Denkmal, das einfach viel zu lange zu dem mir vertrauten Straßenbild gehörte. Obwohl ich zweifelsfrei für die vollständige Entfernung der Symbole der totalitären Vergangenheit bin, konnte ich diesem komischen Gefühl nicht ganz entkommen. Bei meinem nächsten Besuch in Charkiw, der dieses Mal länger dauerte, ließ es nach ein paar Tagen nach.

Als die Entkommunisierung im Jahr 2014 begann, erinnerte ich mich an eine Geschichte aus einem Buch des Odesaer Künstlers Leonid Woitsekhow. Es trug den Titel „Projekte“, und darin präsentierte der verrückte, geniale Autor die raffinierten Konzepte seiner Kunstprojekte, von denen keines je realisiert wurde. Schon lange vor der Maidan-Revolution hatte er über die mögliche Wiederverwertung von Denkmälern nachgedacht und eine in ihrer Einfachheit geniale Lösung vorgeschlagen: In allen Städten der ehemaligen Sowjetunion gibt es neben Lenin-Monumenten auch Theater, schrieb er. In diesen Theatern lief jahrzehntelang mindestens ein Stück über die Okto-

berrevolution, in dem ein einheimischer Schauspieler die Rolle Lenins übernahm. Nun schlug Woitsekhov vor, die Denkmäler zu Ehrenmalen für die Schauspieler zu erklären, die Lenin verkörpert hatten.

Auf einem der neulich eingescannten Schwarz-Weiß-Filme meines Vaters entdeckte ich drei Bilder vom Lenin-Denkmal auf dem Dserschinski-Platz. Auf allen ist das Denkmal kaum erkennbar – entweder lag es an einem nebligen Tag, oder mein Vater träumte bereits von seinem Verschwinden, lange bevor es zum Mainstream wurde. Vielleicht beides?







EIN AQUARIUM VOLLER SCHLÜSSEL

„Interessierst du dich für Musik?“ Es war wohl nur eine Frage der Zeit, bis der gelangweilte Verkäufer mich, den einzigen Kunden seines winzigen Trödelkiosks, ansprechen würde. Seit zwanzig Minuten hockte ich direkt vor seiner Nase und blätterte in zwei Kartons mit Schallplatten, die auf dem Boden standen. Wofür sollte ich mich sonst interessieren? Für die Kunst der Plattencover? Doch ich wollte ihm gegenüber nicht unhöflich sein, schließlich musste ich bald über den Preis verhandeln. Er hatte ein paar interessante Scheiben da: das erste Album des Trios Ganelin, Tarasov und Chekasin und ein aserbajdschanisches Jazz-Orchester aus den frühen 1980ern.

Weil Jazz in der Sowjetunion in erster Reihe als Musik der unterdrückten afroamerikanischen Brüder und Schwestern galt, hatte er es etwas leichter als Rockmusik, und so wurden in der UdSSR einige gute Jazzplatten gepresst. Die abenteuerlichen und experimentellen blieben Nischenware. Heute tauchen sie auf Flohmärkten und in Second-Hand-Läden auf und sind oft in makellosem Zustand, weil sie damals kaum jemand gehört hat.

Im Trödelkiosk redeten wir über Musik, über neue Trends und darüber, warum Platten russischer Interpreten kaum noch gefragt sind. Dann erzählte mir der Händler begeistert von dem Sender „Radio Drei Streifen“ und wunderte sich, warum ich ihn nicht kannte. „Tolle Musik, und dazwischen wird nicht gelabert!“ – auch ein großer Vorteil in der heutigen Zeit. Er zückte sein Handy und zeigte ihn mir. „Ach so“, sagte ich. „Das ist doch Spotify, kein Radio.“ Er runzelte die Stirn. „Wie – kein Radio? Hat doch Werbung!“ „Ja, aber wenn man’s abonniert, dann läuft es ohne Werbung“, erklärte ich ihm. „Und was kostet das?“ „Kommt drauf an. Ist von Land zu Land unterschiedlich.“ „Und hier bei uns? Oder bist du etwa nicht von hier? Woher kommst du denn?“, wollte er wissen. „Berlin.“ Seine Augenbrauen schnellten hoch. „Deutschland? Also bist du ein Faschik?“

Oh Mann, dieses Wort. Wie soll man es überhaupt übersetzen? Faschisten? Nazilein? Wir schreiben das Jahr 2025, der Zweite Weltkrieg liegt achtzig Jahre zurück, aber was fällt einem durchschnittlichen Ukrainer ein,

wenn er einem Deutschen begegnet (auch wenn dieser akzentfrei Ukrainisch spricht)? Faschik. Deutschland hat der Welt Fassbinder und Herzog, Kraftwerk und Can, Böll und Grass gegeben, aber dennoch kommt einem zuerst etwas anderes in den Sinn. Ob das neue Russland nach diesem Krieg ein ähnliches Schicksal erwartet? Egal, wie viele Tschaikowskys und Tolstojewskis es noch geben sollte: Wird man sich zuerst immer an die Verbrechen der russischen Armee, an Folter, Plünderung, Vergewaltigungen erinnern?

„Warte, ich hab' da was für dich!“ Meine Gedanken wurden durch ein einmaliges Angebot unterbrochen. Der Ladenbesitzer zeigte mir einen massiven, zerkratzten Becher aus weißem Metall. Ich durfte ihn kurz in den Händen halten, um sein Gewicht zu fühlen. „Eigentlich 300 Euro, aber für dich heute nur 200!“ Er sah mich mit diesem Blick an, als hätten er und ich ohne viele Worte verstanden, dies sei der Deal des Jahres. Ich versuchte, meine völlige Ahnungslosigkeit über den wahren Wert des Schnäppchens so diplomatisch wie möglich zu vermitteln. Und dann, immer noch schweigend, deutete der Typ auf das Monogramm AH am Boden dieses Heiligen Grals. Es war mir fast peinlich, so etwas Selbstverständliches nicht verstanden zu haben, und dann musste er es doch erklären:

„AH, Mann! Steht für ...?“

Er wartete. Ich schwieg.

„Adolf Hitler, Mann!“

Oh Mist, wieso bin ich nicht selbst drauf gekommen? Ein schlechtes Faschistchen, ich! „Das habe ich bei einer Oma im Nachbarhaus gefunden. 1943 sind die Nazis geflohen, haben ihr ganzes Hab und Gut einfach zurückgelassen. Hier und da findet man noch solche Sachen.“

„Tut mir leid, eigentlich bin ich ein Charkiwer Jude, auch wenn ich schon vor Jahren nach Deutschland gezogen bin und einen deutschen Pass habe“, sagte ich schließlich. „Also kein Sammler von Nazi-Memorabilien, sorry!“

Plötzlich klingelte sein Handy, der Händler stürmte hinaus. Als er zurückkam, seufzte er: „Meine Tochter. Musste ihr zum zigsten Mal erklären, warum sie noch nicht zurückkommen soll. Ihre Freundinnen sind alle hier, aber ehrlich – mir egal, was deren Eltern denken. Ich finde es immer noch zu gefährlich. Sie sind in der Slowakei. Meine Frau ist eine Woche vor dem großen Krieg losgefahren, nur mal kurz die Schwester besuchen, und dann ist

sie dort geblieben. Wir wohnen außerhalb, im Februar 2022 waren wir dort zu dritt: die Tochter, meine Schwiegermutter und ich. Mit der Alten habe ich mich eigentlich immer gut verstanden. Aber sie war ziemlich deprimiert die letzten Wochen.“

„Am 23. hole ich meine Tochter von der Schule ab, wir kommen heim – und da liegt ein Zettel auf dem Küchentisch: ‚Kartoffelpüree auf dem Herd, Bulletin im Kühlschrank, bitte entschuldigt ...‘ Bitte was?! Ich schaue aus dem Fenster – und sehe ... Mist! Die Alte hat sich im Hof erhängt.“

„Ich schicke die Tochter rüber zu den Nachbarn, damit sie's nicht sieht. Erzähle ihr irgendeinen Mist – Oma musste in die Stadt zurück, irgendwas. Dann nehme ich die Leiche runter. Und in der Nacht geht die Scheiße los. Boom! Boom! Raketen direkt über unserem Haus, Explosionen, noch mehr Explosionen. Meine Tochter schreit: ‚Papa, werden wir jetzt hier sterben?!‘ Da ruft mein Bruder aus Charkiw an, gerade losgefahren, will nach Westen, Richtung polnische Grenze. Er nimmt die Kleine mit. Ich selbst packe die tote Schwiegermutter ins Auto und fahre in die Stadt, will sie in die Leichenhalle bringen, kenne eine nicht allzu weit, und als ich schon nah dran bin, ist ein richtiger Stau davor, und ich sehe, wie die Leute die Toten einfach im Hof lassen, weil drinnen wohl alles voll ist. Um zehn Uhr morgens. Mann, was für ein Tag!“

Ich stand da und wusste nicht, was ich sagen sollte. Aber das brauchte ich auch nicht, denn es sprudelte nur so aus dem Mann heraus. Meine Reaktion war ihm völlig unwichtig.

„Auf der Kommode im Wohnzimmer hatten wir ein kleines leeres Aquarium, die Fische sind längst alle tot. Ich dachte immer, ich verkaufe es irgendwann hier im Laden. In diesen ersten Tagen nach der Invasion kamen die Nachbarn in Scharen. Sie wollten weg und fragten, ob sie ihre Schlüssel bei mir lassen könnten, vielleicht könnte ich ab und zu die Post holen, die Blumen gießen, kurz nachsehen, ob die Fenster nach den Bombenangriffen noch heil sind, so was in der Art. Das Aquarium ist bis heute voll mit Schlüsseln.“

Draußen heulte die Sirene auf, und der Ladenbesitzer wandte seine Aufmerksamkeit wieder mir zu. Er erinnerte sich, im Lager noch drei Kartons mit Schallplatten zu haben, und schlug vor, sie in den Laden zu bringen, damit ich sie mir ansehen konnte. Ich bezahlte 300 Hrywnja für die beiden

Scheiben, bedankte mich, nahm seine Visitenkarte (Olexander, Antiquitäten) und ging. Ich lief und lief, immer weiter, ich hatte keinen Plan, und als ich eine halbe Stunde später anhielt, war ich am Sarschyn Jar.

Es dämmerte, und ich überlegte, ob ich noch zur Mineralquelle hinuntergehen sollte. Als Kind war ich oft hier gewesen. Der Wasserpavillon in der Mitte hatte mich fasziniert – diese seltsame Kuppel, die aussah wie der Dreispitz eines französischen Soldaten in einem Buch von Jules Verne. Viel wurde in den letzten Jahren umgebaut, aber die Kuppel war erhalten. Ich blickte hinüber zu den Häusern oberhalb der Schlucht, sah die Lichter in den Fenstern und erkannte plötzlich diesen Blick! Es war die Stelle, aus der eine kleine Fotoserie meines Vaters in den späten 1960ern entstanden war. Ich hatte sie bereits vor Monaten eingescannt, konnte sie aber nicht zuordnen – und plötzlich stand das Bild vor mir. Für einen Moment hatte ich dieses seltsame Gefühl, das ich noch nie erlebt hatte: Ich war ich und gleichzeitig nicht ich, wir waren verschwommen in der Zeit, wir waren hier heute und hier vor vierzig Jahren und hier auch vor meiner Geburt. Dieses Gefühl verschwand so plötzlich, wie es gekommen war. Ich lächelte und machte mich auf den Weg zum Dreispitz.





YURIY GURZHY wurde 1975 in Charkiw, Ukraine, geboren und lebt seit 1995 in Berlin. Als Musiker, Komponist, DJ und Autor hat Gurzhy zahlreiche Projekte initiiert und geprägt, darunter RotFront, Shtetl Superstars, The Dis-orientalists sowie Kaminer & Die Antikörpers. Darüber hinaus veröffentlichte er als Kurator über ein Dutzend international beachtete Compilations auf renommierten europäischen Labels.

Im Jahr 2022 erschien sein literarisches Debüt *Richard Wagner & die Klezmerband. Auf der Suche nach dem neuen jüdischen Sound in Deutschland*. Zudem führte er von Februar 2022 bis April 2024 für den *Tagesspiegel* ein Kriegstagebuch, in dem er den russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine aus persönlicher Perspektive dokumentierte.

Yuriy Gurzhy komponiert regelmäßig für Theaterproduktionen, unter anderem am Maxim Gorki Theater in Berlin, am Nationaltheater Mannheim, an den Münchner Kammerspielen, am Theater der Jungen Welt in Leipzig, am Deutsch-Sorbischen Volkstheater in Bautzen und am Teatr Lesi in Lwiw. Seine letzten drei Alben entstanden in Zusammenarbeit mit dem ukrainischen Autor und Musiker Serhij Zhadan.

ALEXANDER GURZHY (1937–2019) war promovierter Ingenieur, Musiker, Abenteurer und Vater von drei Kindern. Schon als Vierzehnjähriger entdeckte er seine Leidenschaft für die Fotografie; über Jahrzehnte hinweg hielt er die Ansichten und den Vibe seiner Heimatstadt Charkiw fest, bis er 1995 gemeinsam mit seiner Familie nach Potsdam übersiedelte.

Diese Publikation erscheint in der edition frölich in der Reihe „Verortungen“.

© **EDITION**frölich /Regelindis Westphal, Berlin 2025

für die Texte beim Autor und für die Fotografien beim Fotografen

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen sowie die Einspeicherung in und die Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Der Autor verwendet die ukrainische Transkription
(beispielsweise geografischer Begriffe).

Lektorat: Georgia Rauer

Gestaltung: Regelindis Westphal

Bildbearbeitung und Technische Umsetzung: Norbert Lauterbach

Mitarbeit: Monika van Helden

Druck: FINIDR, S. R. O., Lípová 1965, 737 01 Český Těšín, Tschechische Republik

Verlag: edition frölich, Eberbacher Straße 4, 14197 Berlin

ISBN 978-3-911192-08-8

5	11	17	23	29	35	41	47	53	59
6	12	18	24	30	36	42	48	54	60



